

Buchbinderarbeiten von Fräulein Hahn

Autor(en): **C.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 16

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tuches, und mit zierlichem Griff führte die Rechte den Löffel zum nippenden Munde. O, wie anmutig diese Hände das Brot brachen! Unterhaltend muß ich wohl nicht gewesen sein; denn ich erinnere mich noch gut an die geschickten Anstrengungen der Hauswirtin, ein allgemeines Tischgespräch im Fluß zu halten. Uebrigens war es klug gewesen, diese feinen Frauenhände sofort zu genießen; denn zum nächsten gemeinsamen Mahl erschienen sie nicht mehr. Die Damen seien Inhaberinnen eines Modegeschäftes in Siena und kämen öfters auf einen Tag nach Florenz, um die Pariser Modeneuheiten zu studieren. Im Laufe des Vormittags seien sie wieder abgereist, vernahm ich so nebenbei. (Aus Italien zurückgekehrt, mußte ich selbstverständlich meine Reiseerlebnisse erzählen. Die Hand, um welche ich in meiner angeborenen Schwärmerei seinerzeit bei meinem jehigen Schwiegervater angehalten hatte, wollte ich nichts von der schönen Hand der zarten Siensin wissen lassen. Als ich aber einst nichtsahnend in meine Schreibstube trat, sah ich sie diese Kunstbeichte halten. Ob jetzt diese meine dritte Hand die Bewilligung zu einer zweiten Italienreise unterzeichnen würde, dürfte nun fraglich erscheinen.)

Am Gründonnerstag hatte ich im Kloster San Marco die Zelle des einstigen Priors Girolamo Savonarola besucht, im Palazzo Vecchio seine Kolossalstatue bewundert und stand nun ehrfurchtsvoll am Bronzerelief auf der Piazza della Signoria, wo der Reformator am 23. Mai 1498 gehängt und verbrannt worden war. Da kreuzte ein Bekannter, Prediger einer evangelischen Gemeinde, den Platz und lud mich ein, ihn auf einem Krankenbesuch zu begleiten. Wir sprachen von Einst und Jetzt, von der Kampfperiode Savonarolas und von dem Kampf der Evangelischen, den sie in Italien noch heute bestehen müssen, um sich einen Platz an der Sonne zu sichern. Die lärmende Stadt hinter uns lassend, stiegen wir die grünen Berglehnen hinan, wo mitten in der von Olivenlaub weißlich schimmernden Landschaft, zwischen spizen, schwarzen Zypressen ein verträumtes Kloster lag. Jetzt war dort ein Militärspital, eine Stätte tätiger Menschenliebe. An der Klosterpforte wies mein Begleiter seine Rotkreuzkarte. Wir traten ein, gingen durch den Säulengang des quadratischen Klosterhofes und stiegen eine halbdunkle Steintreppe hinauf zu den Krankenzimmern. Oben wurden wir von der Oberschwester empfangen. Raum hatte sie erfahren, daß der evangelische Prediger einen Patienten seiner Glaubensgemeinschaft besuchen wolle, so stellte sie sich in schroff abweisender Haltung zwischen uns und die Türe des Krankenzimmers. Der Soldat sei, soviel sie wisse, gut katholisch. Sie hätte überhaupt keine Evangelischen im Militärspital des Klosters. Mein unerschrockener Begleiter unterließ es nicht, der Oberschwester in gemäßigtem Tone nahezu legen, daß er über zwei ihrer Patienten entschieden besser informiert sei. Die zweite Adresse stund zu ihren Diensten. Eisiges Schweigen war die Antwort. „Sind wir nicht,“ knüpfte der Prediger die Diskussion wieder an, „sind wir nicht eines Herrn Diener?“ Sie rührte sich nicht. „Sind wir demnach nicht Schwester und Bruder?“ Ein Neigen des stolzen Frauenhauptes schien anzudeuten, daß es im Grunde so sei. „So reichen wir uns als wahre Streiter Christi die Hand zum Frieden, hier am Bette eines Armen, der durch den Unfrieden der Menschen schwere Leiden erdulden muß.“ Nun reichte sie ihm mit raschem Entschluß, der sie sichtlich einen harten inneren Kampf gekostet hatte, die Hand und öffnete mit einladender Bewegung die Tür zum Krankenzimmer. Im hintersten Bett in der Fensterede hielt der aschgraue Kranke eben sein Nachmittagsschläfchen. Der Seelsorger wollte sein Erwachen abwarten. Der vorige Auftritt habe ihn so ergriffen, daß er seine innere Ruhe wiedergewinnen müsse. Geräuschlos nahm er einen Stuhl und setzte sich ans Fenster. Ich begab mich in den blühenden Klostergarten hinunter, wo sich einige Genesende ergingen und mich bald in ein unterhaltendes Gespräch verwickelten.

Der Abendfrieden dämmerte im Arnotal, als wir beide, der Pfarrer und ich, wieder hinunterstiegen in die marmorne Stadt. Voranung des heiligen Karfreitags duftete herauf aus den florentinischen Gärten. Den Fackeln der Kriegsknechte auf der Kidronbrücke gleich, leuchteten die blutroten Kronen der „Judasbäume“ aus dem dunkeln Grün. In Gedanken versunken, gingen wir nebeneinander her. Beim Abschiednehmen an derselben Stelle, wo wir uns am Nachmittag getroffen hatten, wies ich auf des Märtyrers Bild im Steinplattenpflaster: „Dieser Gottesstreiter hätte heute an Ihnen Freude erlebt.“ Der Prediger antwortete fest: „Hier in Italien muß der Evangelische unerschrocken auftreten. Ich habe mir gleich beim Antritt meines schweren Amtes Savonarolas letzte Worte aus dem Venau'schen Epos zum Leitmotiv erkoren:

„Verbrennt man mich, seid unerschrocken;
Wenn meine Asche treibt der Wind,
So denkt, daß dies nur Blütenfaden
Vom schönen Frühling Gottes sind!“

„Morgen fliegt die Kolombine im Dom. Das ist ein alter Brauch aus früheren Jahrhunderten. Versäumen Sie nicht, der Handlung beizuwohnen,“ ermunterte man mich beim Mittagessen am Karfreitag. Auf meine Fragen beschrieb mir der Hausherr den Hergang:

„Vier mächtige Osteröfen ziehen den sogenannten „heiligen Karren“ im Laufe des Vormittags vor das Hauptportal des Domes. Das pyramidenförmige Holzgestell trägt auf den verschiedenen Stodwerken je einen Kranz unter sich verbundener Knallkapseln und Raketen. Der Zwischenraum ist mit farbigen Papiersternen ausgeschmückt. Von diesem pompös aufgeputzten Karren führt ein Seil durch das Mittelschiff des Domes zum Hauptaltar. Beim ersten Schlag der Mittagsglocke saßt eine am Seil bewegliche Rakete in Form einer Taube Feuer und fliegt hinaus zum heiligen Karren. Dort entzündet sie die Knallkapseln und kehrt zischend zum Altar zurück. Fliegt diese „Taube“ unbehindert hin und her, so soll nach der Ueberlieferung eine gute Ernte bevorstehen.“ (Schluß folgt.)

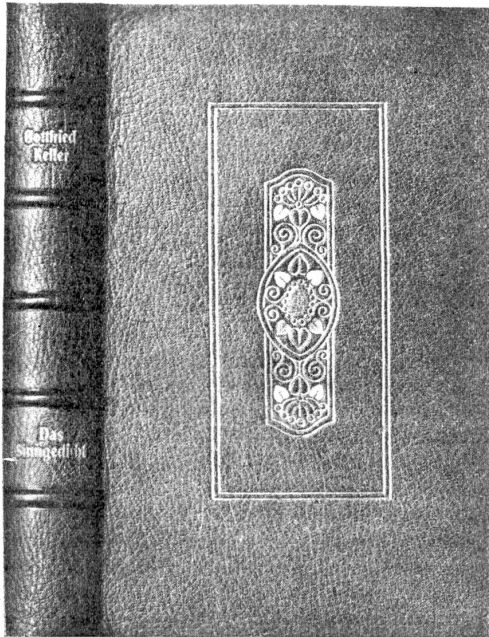
Buchbinderarbeiten von Fräulein Hahn.

Wir haben bereits neulich schon einmal über die Kunst des Bucheinbandes berichtet. Handelte es sich damals mehr um die Gelegenheitskunst einer vielseitigen Künstlernatur, so möchten wir heute auf ein berufliches Talent aufmerksam machen. Fräulein Ellu Hahn in Bern hat sich ganz der gewerblichen Buchbinderei gewidmet. Sie beschäftigt in ihrem Atelier sogar eigenes Personal. Umso mehr ist es anzuerkennen, daß sie sich alle Mühe gibt, der guten alten Tradition des handgebundenen Buches nachzukommen.

Wie mannigfaltig sind nicht ihre Buchebände; jeden, den einfachsten wie den vornehmsten Einband, weiß sie mit derselben Liebe und Sorgfalt zu behandeln. Für jedes Buch sucht sie eine passende Hülle zu finden. Von den reich ausgestatteten Ledereibänden sind es besonders diejenigen in Blinddruck mit den modernen, kräftigen Linienmusterungen, die uns gefallen. Es handelt sich hierbei fast ausschließlich um Stempelpressungen, zu denen Fräulein Hahn selbst die Vorlagen geliefert hat. Der Umstand, daß die Einbände mit dem Stempel gepreßt werden, verleiht gerade der künstlerischen Arbeit einen stärkeren persönlichen Reiz. Ja, ein richtiger Bücherliebhaber sollte überhaupt seine eigenen Eifen besitzen, die er jeweils dem Buchkünstler zur beliebigen Verwendung für seine Bibliothekwerke überlassen könnte.

Für den einfachen Papp- und Halbpergamentband, der schließlich auch einem bescheidenen Geldbeutel gute Qualitätsarbeit zusichert, stellt Fräulein Hahn eigene Buntpapiere her. In ihrer großen Auswahl dienen sie bald als Vorsatzpapiere, bald als Ueberzugpapiere für den äußern Schmuck des Buches. Die Pflege dieses Kunstzweiges für den Buch-

einband ist nicht neu. Derselbe wurde speziell im 17. und 18. Jahrhundert mit großem Verständnis ausgeübt. Wir er-



Bucheinband von Fräulein Hahn.

innern an die hübschen damastartig geprägten Gold- und Silberpapiere, denen man heute nur selten mehr begegnet. Sie bedeuten die ältere Periode derartigen Buchschmuckes und wurden zumeist als Umschläge kleiner wertvoller Gelegenheitsdrude verwendet. Mit dem 18. Jahrhundert suchte man sich dann bereits schon der verschiedenen heute noch gebräuchlichen handwerklichen Techniken zu bedienen. Durch Streichen, Sprengen, Tunken, Malen, Reiben, Körnen, Spritzen wurde eine fast unerschöpfliche Fülle von Mustern hergestellt. Jeder Buchbinder besorgte seinen Bedarf meist selbst. Er folgte mit seinen Papieren der Mode, indem er anfänglich mehr barocke, großmüstrige Blumenmotive verwendete. Später mit dem Louis XVI. Stil ging man immer mehr auf die tapetenartigen Streifendekors und auf gestreute Blümchen aus. Der Umschlag bildete jetzt nicht mehr die ausschließliche Hülle einer vornehmen Literatur, bereits wurden größere Werke, Aktenfaszitel der Behörden mit diesem launigen Papiergewande bedacht. Vom Verfall wollen wir lieber nicht sprechen. Das eintönige charakterlose Einerlei beginnt gleich mit der Massenproduktion des 19. Jahrhunderts. Erst die neueste Zeit hat das Buntpapier wieder zu Ehren gezogen. Fräulein Hahn verdient gerade um ihrer eifrigen Bestrebungen auf diesem Gebiete alle Anerkennung. Je mehr sich das Publikum vom künstlerischen Werte solcher Einbände überzeugen läßt, desto mehr werden sich unsere Buchbinder auch dazu verstehen, ernstliche Versuche auf diesem Gebiete zu machen. Wir werden Buntpapiere entstehen sehen, die sich den alten Mustern ebenbürtig anreihen lassen — berechte Zeugen einer bücherfreundlichen Zeit. Die Buchbinderkunst darf nicht zum Privileg einer ausgewählten Schar von Buchkünstlern werden, sie muß in erster Linie vom Handwerker ausgeübt werden. Ja sogar in der Fabrik darf sie nicht fehlen, nur so läßt sich heute der Geschmack der Allgemeinheit bilden. C. B.

¶ Ünsi alti Gassitiere. ¶

In Saanenmundart. Von Fritz Ebersold.

Unsra lieba Großvater selig het a sym Hochzntstag e groözi schöni Gassitiere übercho. Es ist das notabeni grad i

dem schrödelige Hungerjahr gsh im erste Viertel vom vorleschte Jahrhundert. Herjent, Herjent! wie ist das scho so lang syther!

Wo du unsa Großvater gestorbe-n-ist Ends der vierzger Jahre, su het du mi Vater selig die Gassitiere g'erbt. Sie ist all Tag zweumal uf e Tisch cho. Noch g'seh-n-ich sa vor mer stah. Sy het e wnta grendleta Buuch g'habe u ne lenga chruma Schnabel u hurzi dünni Beinleni, wo si usenandere-g'spreizt het, wie-n-a dida Groökrat. Mu het era numa der Fürspräch gseit, wyl grad zu där Zyt es chlys Herrli in unsrem Dorf gwohnt het, wo Fürspräch gsh ist un och es so-n-es währschafsts Büüchli g'ha het.

Si het verwent guet ergäh, unsi liebi Gassitiere, we si volli gsh ist. Emel es Doöze groözi Chacheleni zweumal gfüllt het si de scho vo sich gäh.

Mit der Zyt het du di gueti Gassitiere och d's Alter gspürt, wie das oppa geit. Der Dechel het afah waggele, am Schnabel ist och nit mehr alls am beste gsh u una am Buuch het si du noch es Lööchli übercho. Zu där Zyt sy du noch nit an allne Zuunstäde Husierer u Spekulante gstande, wo eim söttiga verbruuchta Huusrat fer türs Gald abgnoh hei. D's Müetti het mer drum gseit, ich sölli die alti gueti Gassitiere uf e groöz Huufe trage hinter der Schür, wo no meh söttiga Ruftig gsh ist, Glas u Gschirr u Hudla. I bi mitera gange u hetti schier gar möge briegge, so het si mich duuret.

Mit wnt von uns ist es rychs aber es unerchant gntigs Mannli gwohnt. Wenn es het im Würtshuus chöne uf em Gshel läbe, su hets es nit gspart. Süst het es sich u syne Rüte chum z'asse gönnt. Z'morge u z'nacht hei si wäger nume Chiesmilch u gschwellt Händäpfla gha. D's jüngsta vo de Chindere het Söfi gheiß, es verwent artigs u gshnds Chrotkli ist es gsh. Das hetti gar grüselich gare es Väbi gabe. Aber wo näh? Drum hets ging es Holzschittli umhatreit mit blaue u rote Hudla drum u das het lys Väbi müesse sy.

Es Mal g'sieh-n-ich d's Söfi bim Brunne ohni Schit, aber uf em Arm treits unsi alti Gassitiere u singt derzue mit heller Stimm: „D mi liebi Gassitiere! D mis liebs Mädeli!“ — „Was heßt due da fer-n-es nüws Chind,“ frage-n-ich. Du luegt's mich ganz stolz a: „Gäll, wie das es schöns Chindli ist u-n-es groözes u het drü Beinleni u-n-e groözi chrumi Nase. Grad wie mi Vater. Der Götti het gseit, das ligi i der Familie.“ — „Was soll de das wyl Lümpli under em Buuch?“ frage-n-i im Gspah wyter. — „He, du bist aber jeke doch e ganz dumma,“ seit d's Söfi u luegt mich fast bös a. „Das ist doch e Windle, u we si näh ist, su trächne-n-ich sa. Gheßt du, wie mys Mädeli trinkt?“ — D's Söfi stellt syz Mädeli under d'Brunneröhre u jek g'seh-n-i du, daß d'Windle nötig ist, wyls gar lustig z'brünnle cho ist. Stolz luegt mich d's Söfi a. „More ha-n-ich groözi Wäsch!“

So het unsi alti Gassitiere es arms Chind vo ne me ryche Ma glüdlisch gmacht, was noch lang nit jeda Mensch vo sich rüehme cha.

□ □ Der Früehlig chunnt! □ □

Seit dirs o ghört? Der Früehlig chunnt,
Der Guggler het scho grüest,
Un ds Dischteli het im Dapfelbaum
Sis Schtimmli wieder prüest.

Mi cha grad luege wo me will,
Gheßt alles feschlich us,
Mis Schäheli treit uf em Huet
E blaue Beielisttrub.

Un geschter hets mer hübschli gseit,
Es dank a ds Hochzit ha,
Wenn d'Meierisli z'blüje chömm,
Sig as de scho mi Maa.

Nota Weibel.